

Subversive Stimmen von Frauen

Perspektiven der Kirchengeschichte

Frauen haben sich durch die Jahrhunderte hindurch dem Gebot widersetzt, in der Gemeinde zu schweigen. Dazu haben sie sich subversiver Formen des Sprechens und Schreibens bedient. Eine Spurensuche. **Regina Heyder**

Mary Beard, Althistorikerin und Feministin aus Cambridge, veröffentlichte 2017 einen schmalen Essayband *Woman & Power. A Manifesto*, der es in Großbritannien und Deutschland auf die Bestseller-Listen schaffte. Beard thematisiert darin die „öffentliche Stimme von Frauen“, die schon am Anfang der abendländischen Literatur, in Homers Odyssee, marginalisiert wird: Als Penelope den Sänger Phemios auffordert, vor ihren zahlreichen Freiern nicht von der tragischen Heimfahrt des Odysseus und der Griechen von Troja zu singen, weist ihr Sohn Telemachos sie scharf zurecht. In nur vier Zeilen des Epos sind räumliche Exklusion („Aber gehe nun heim“), eine geschlechtsspezifische Rollenzuweisung („besorge deine Geschäfte, Spindel und Webstuhl“) und ein geschlechtsspezifisches Ergreifen des Wortes („Die Rede gebühret den Männern und vor allem mir; denn mein ist die Herrschaft im Hause!“) enthalten. Für Beard gehört diese Szene in eine „endlose Reihe von weitgehend erfolgreichen Versuchen, die Frauen nicht nur von der öffentlichen Rede auszuschließen, sondern diesen Ausschluss auch zur Schau zu stellen“ (Beard, 18).

Feministinnen der westlichen Hemisphäre haben in den letzten Jahren genau diese (erschwerete) Partizipation von Frauen am öffentlichen, medialen, wissenschaftlichen

und auch privaten Diskurs thematisiert. Am bekanntesten ist sicher Rebecca Solnits Essay *Wenn Männer mir die Welt erklären*, der zur Wortneuschöpfung ‚mansplaining‘ führte. Solnit schildert hier, wie sie sich im Beisein einer Freundin mit dem Gastgeber einer noblen Dinnerparty unterhielt. Als sie von ihrem jüngsten Buch über den Fotografen Eadweard Muybridge berichtete, unterbrach sie der Gesprächspartner: „Wissen Sie, dass dieses Jahr ein *ausgesprochen wichtiges* Buch zu Muybridge erschienen ist?“ Solnit selbst war sofort bereit zu glauben, eine grundlegende Publikation über Muybridge übersehen zu haben, während ihre Freundin Sally mehrmals dem Gastgeber ins Wort fiel: „Das ist ihr Buch.“ Erst dann dämmerte ihm, dass die Autorin dieses so wichtigen Buches vor ihm stand und anders als so selbstverständlich erwartet kein Mann war (vgl. Solnit, 11–13).

Regina Heyder

Dr. theol., Theologin und Kirchenhistorikerin, Dozentin des Theologisch-Pastoralen Instituts in Mainz. Seit 2014 ist sie ehrenamtliche Vorsitzende der Theologischen Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbunds KDFB e.V. Sie forscht zur mittelalterlichen Exegese-geschichte, zu Frauenbewegungen und zum Zweiten Vatikanischen Konzil.

Beide Episoden trennen mehr als 3000 Jahre; beide verbindet, dass die handelnden Männer das Reden respektive Schreiben der Frauen delegitimieren und normieren (Telemachos) beziehungsweise ihm die Anerkennung versagen (Solnits Gastgeber). Diese Delegitimierung oder Abwertung des Diskurses, die sich auf Stereotype – Frauen, aber auch Fremde, sozial Schwache, Alte oder Junge – stützt, ist banal: Ihre Urheber benötigen keine Argumente, sondern setzen funktionierende soziale Hierarchien voraus. Für die Betroffenen jedoch ist sie nichts weniger als banal: Sie negiert deren individuelle Perspektiven und Leistungen; sie verweigert die gleichberechtigte Partizipation am Diskurs; sie mindert die Chance, sprechen zu können und gehört zu werden. Und sie ist anstrengend.

Blickt man auf jüngste Initiativen von Katholikinnen, so geht es ihnen heute um genau diese Beteiligung an kirchlichen Diskursen – um die ‚Stimmen des Glaubens‘ (Initiative *Voices of Faith*, seit 2014), um das *Sprechen* katholischer Frauen (Netzwerk *Catholic women speak*, seit 2015), um das „Alcemos las voz“ („Erheben wir unsere Stimmen“: *Reuelta de mujeres en la Iglesia*, seit 2020). Sie widersetzen sich dem vielfach erlebten ‚Churchsplaining‘, dem wohlmeinend-patriarchalen Erklären der Kirche durch Kleriker. Schon in den Namen, Parolen und Aktionsformen ist manifest, dass diese Stimmen von Frauen nur im Plural vernehmbar sind.

NICHT IM EIGENEN NAMEN. SPRECHEN UND SCHREIBEN IN KONKURRENZ ZU KLERIKERN

Schweigen und Reden sind auch Themen der Künstlerin Lisa Kötter: 95 Menschen hat

sie bis zum Beginn der ersten Aktionswoche von *Maria 2.0* im Mai 2019 porträtiert. Allen Porträtierten ist gemeinsam, dass ihr Mund verschlossen ist. Meist sind es Heftpflaster, die breit oder kreuzförmig den Mund verdecken, doch auf einem Porträt hält eine Frau mit einem erschreckten Gestus ihre eigene Hand vor den Mund und verschließt ihn so großflächiger als jedes Pflaster. Eindrücklich bringt es ins Bild, dass viele Katholikinnen und Katholiken das Nicht-sprechen-Dürfen längst internalisiert haben. Die *Reuelta de mujeres en la Iglesia* wiederum geht mit Darstellungen historischer Frauen, von Maria von Magdala über Hildegard von Bingen und Mary Ward bis hin zu Edith Stein und Dorothy Day, auf die Straße. Diesen Faden möchte ich aufgreifen und dabei an eher unbekannte Frauenstimmen aus der Geschichte des Christentums erinnern. Es sind subversive Stimmen, weil diese Frauen im Wissen um unterschiedlichste Traditionen des Zum-Schweigen-Bringens und gegen bestehende Geschlechterordnungen das Wort ergriffen und so dekonstruierend-liminal Diskurspraxen und Handlungsspielräume erweiterten (vgl. *Ernst*, 87–182).

MARCELLA. EXEGESE UND GESCHLECHTERORDNUNG

„Wenn Männer Fragen zur Schrift stellen würden, dann würde ich nicht zu Frauen sprechen. Wenn Barak bereit gewesen wäre, zur Schlacht zu gehen, dann hätte nicht Debora über die besiegten Feinde triumphiert.“ Mit diesem Beispiel verteidigte sich Hieronymus (gest. 420) gegen den Vorwurf, Geschlechterordnungen nicht zu respektieren. Konkreter Anlass war die exegetische Kooperation des

Theologen mit verschiedenen römischen Aristokratinnen, die als Witwen oder Jungfrauen ein asketisches Leben in Rom begonnen hatten. Unter ihnen nahm die Witwe Marcella (gest. 410) eine besondere Stellung ein, da sie Hieronymus gegenüber stets eine eigenständige Intellektuelle blieb. Hieronymus warf ihr vor, in ihren Briefen nur das zu schreiben, „was mich quält und mich zwingt, die Schriften [d.h. die Bibel] zu lesen“. Ihre Fragen waren durchaus subversiv – „während du fragst, lehrst du“, klagt Hieronymus. Im Prolog seines Galaterbriefkommentars stilisiert Hieronymus die römische Aristokratin Marcella zum *exemplum* des Schriftstudiums: Sie habe ihn in Rom stets über die Schriften befragt, sich jedoch weder seiner noch anderen Autoritäten unterworfen und alle Antworten scharfsinnig überprüft, so dass Hieronymus „empfand, nicht so sehr eine Schülerin zu haben, als vielmehr eine Richterin“. Damit sprengte Marcella definitiv Rollenzuschreibungen: „Ihre Leidenschaft, ihr Glaube [...] überwindet das Geschlecht“, schreibt Hieronymus an derselben Stelle (Heyder, 97.119.139). Die Fragen und Urteile Marcellas haben mit Sicherheit die Exegese des Kirchenvaters geprägt. Zwei Jahre nach ihrem Tod verfasste Hieronymus einen Nekrolog, in dem er nochmals ihre theologischen Verdienste würdigte. In ihm sind die Akzente deutlich anders gesetzt: Erst *nach* der gemeinsamen römischen Zeit wurde sie zur „Richterin“, und zwar nicht für Hieronymus selbst, sondern *für andere*, die über die Auslegung von Bibeltexten stritten. Diesem Nekrolog zufolge überwand Marcella nicht das Geschlecht, sondern fügte sich exakt in die ihr durch das weibliche Geschlecht auferlegten Grenzen: Wurde sie um ihr Urteil gebeten, dann bezeichnete sie ihre Antworten „nicht als ihre eigenen, sondern als meine

oder die eines anderen, so dass sie sich in dem, was sie sie lehrte, als Schülerin [!] bekannte. Sie kannte nämlich die Aussage des Apostels – ‚einer Frau erlaube ich nicht zu lehren‘ – damit nicht dem männlichen Geschlecht und bisweilen sogar den Priestern, die über Dunkles und Strittiges nachforschten, ein Unrecht zu geschehen schiene“ (Heyder, 140; vgl. Letsch-Brunner, 16–22.175–180). Die Widersprüche zu bisherigen Charakterisierungen Marcellas sind eklatant. Nun soll sie sich als Exegetin Geschlechterordnungen so unterworfen haben, dass aus der Richterin eine Schülerin wird; dass aus jener, die alle Autoritäten prüft, eine wird, die ihre Theologie anderen Autoritäten zuschreibt, um Männer bzw. Kleriker nicht zu düpiieren. Vermutlich war dieser Verzicht auf ein Sprechen im eigenen Namen und eigener Autorität tatsächlich der Preis, den Marcella zahlen musste, um überhaupt ihre Stimme erheben zu können und gehört zu werden. Immerhin erfahren wir, dass sie unhinterfragt als „Hieronymus“ lehren konnte. Chapeau!

DIE ANGELSÄCHSISCHE BIOGRAFIN WILLIBALDS UND WUNIBALDS

Im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts verfasste eine Nonne die lateinischen Viten des Bischofs Willibald von Eichstätt (gest. 787) und seines Bruders, des Abtes Wunibald (gest. 761). Sie lebte unter der Äbtissin Walburga (gest. 779) im Doppelkloster Heidenheim am Hahnenkamm; ihre Ausbildung und damit auch ihre Lateinkenntnisse hatte sie jedoch in einem südenenglischen Kloster erworben, bevor sie als entfernte Verwandte der drei Geschwister Willibald, Wunibald und Walburga nach Germanien kam.

Außergewöhnlich detailliert gibt die Nonne im Prolog der Willibaldsvita Auskunft über sich selbst und ihr Verständnis von Autorschaft. So stilisiert sie sich als unwürdig, unwissend und ungebildet, als „schwache und gebrechliche Frau“, gleichsam als „kleine Törlin“. Adressaten ihrer Viten sind insbesondere die von Willibald ausgebildeten Priester, Diakone und Mönche. Angesichts des „rastlosen Scharfsinns“ ihres Publikums klagt sie über mangelndes Selbstvertrauen und bekennt, dass viele ihrer Leser ihr überlegen seien. Im heiligen Dienste würden sie ihr vorgezogen „nicht nur wegen des männlichen Geschlechts, sondern auch wegen der Würde des heiligen Standes“ (*Bauch*, 23-29). Was wir bei alledem jedoch nicht erfahren, ist der Name der Autorin.

Jeder Bescheidenheitstopos in frühmittelalterlichen Prologen ist eine Legitimation des Autors und eine Verortung in der theologischen Tradition. Jeder Wissenschaftler, der sich mit diesen Prologen befasst, weiß um deren rhetorische Funktion – zumindest solange es sich bei dem Autor nicht um eine Autorin handelt. Ausgerechnet beim Prolog der angelsächsischen Nonne heben jedoch viele Interpreten die „Bescheidenheit“ und „Demut“ der Verfasserin hervor. Diese abundanten Bescheidenheitstopoi müssen jedoch anders gelesen werden: Als eine subversive Überaffirmation von Geschlechterstereotypen. Nur so kann sie als Frau ihr Unterfangen gegen die Konkurrenz der Kleriker legitimieren. Dem entspricht, dass uns am Ende der Vita eine ausgesprochen selbstbewusste Autorin entgegentritt: Mit ihrer Feder habe sie die weiße Ebene des Pergaments gleichsam durchpflügt und schwarze Spuren hinterlassen (vgl. *Bauch*, 29). Das bedeutet nichts anderes, als dass die Nonne als Pionierin ganz bewusst Neuland betrat.

Diesen Mut verdankt sie nicht zuletzt ihrem Gottes- und Menschenbild, denn eigentliches Ziel ihres Tuns ist, „dass wir in allem den Herrn loben, der uns befreit und mit seinen Gaben beschenkt“ (*Bauch*, 29).

Mehr als elfhundert Jahre lag der „Schleier der Anonymität“ (*Bischoff*, 387) über dieser Nonne, bis der Mediävist Bernhard Bischoff 1931 in einer Handschrift ein lateinisches Kryptogramm entdeckte und entzifferte. Es enthüllt den Namen der Verfasserin und soll wegen seiner Originalität hier in Gänze zitiert werden: „Secdquar. quin. npri. sprix quar. nter. cpri. nquar. mter. nsecun. hquin. gsecd. bquinrc. qarr. dinando. hsecdc. scrter. bsecd. bprim“. Die abgekürzten lateinischen Ordinalzahlen primum, secundum, tertium, quartum und quintum stehen für die fünf Vokale des lateinischen Alphabets, vom a als erstem (primum) bis zum u als fünftem (quintum) Vokal, so dass zu lesen ist: „Ego una Saxonica nomine Hugeburc ordinando hec scribebam“ (*Bauch*, 22) – „Ich, eine Sächsin mit dem Namen Hugeburc, habe dies ordnend geschrieben“.

Nicht im eigenen Namen. Hugeburc weiß, dass jene Mönche, Diakone und Priester, die ihre Adressaten sind, die schriftstellerische Tätigkeit einer Nonne als Angriff auf Geschlechter- und Standesordnungen betrachten. Vordergründig affirmiert Hugeburc diese Ordnung, die sie durch ihre schriftstellerische Tätigkeit faktisch unterläuft – ihre Viten sind Pionierarbeit. Hugeburcs Beispiel zeigt den hohen Preis einer solchen Subversion, die erheblicher Energie und Anstrengung bedarf. Der scheinbare Verzicht auf den eigenen Namen bringt sie zudem um die Anerkennung ihrer individuellen Leistung.

Hugeburcs Text offenbart schließlich auch ein theologisches Problem: Wenn Gott „befreit und

mit seinen Gaben beschenkt“, wie ist dann eine restriktive kirchliche/klerikale Praxis zu rechtfertigen, die mit Berufung auf das Geschlecht die Wirksamkeit von Frauen eingrenzt und die Entfaltung von Charismen verhindert? Frauen der Kirchengeschichte wie Theresa von Avila oder Mary Ward haben sich durch die Jahrhunderte hindurch diese Frage gestellt, und wir wissen nicht, wie viele unbekannte Christinnen an ihr zerbrochen sind.

AMBIVALENTE STIMMEN

Das 19. Jahrhundert war höchst empfänglich für übersinnliche Phänomene und Botschaften aus dem Jenseits. Die Medien waren meist Frauen, und es ist kein Zufall, dass sich auch im Katholizismus mystische Phänomene mehrten. Anna Katharina Emmerick, Maria von Mörl und weitere visionär begabte Frauen zogen Politiker, hochrangige Kleriker und Künstler in ihren Bann. Ekstasen, himmlische Botschaften – die von der Gottesmutter Maria, Engeln oder Dämonen oder Verstorbenen aus der Familie stammten – und Stigmata bescherten den Frauen neben Ansehen teilweise einen erheblichen Einfluss. Er war vor allem dann höchst problematisch, wenn er sich öffentlicher Kontrolle entzog und in einem elitären Kreis, oft innerhalb einer Ordensgemeinschaft, und in Kooperation mit Klerikern wirksam wurde. Hubert Wolf hat dies am Beispiel der Nonnen von Sant’Ambrogio dargestellt.

Eine dieser Seherinnen des 19. Jahrhunderts war Louise Beck (1822–1879) in Altötting, deren Wirken Otto Weiß in seiner Geschichte der Redemptoristen in Bayern ausführlich beschrieb. Als 24-Jährige fühlte sie sich zunächst von Dämonen verfolgt, später erschien

ihr ein „Schutzgeist“. Ihr Seelenführer Pater von Bruchmann (1898–1867), Provinzial der süddeutschen Redemptoristen, erkannte in diesem „Schutzgeist“ seine verstorbene Ehefrau Juliana. Juliana war fortan „die Mutter“ und „Höhere Leitung“, der sich eingeweihte Redemptoristenpatres und bald auch der Münchner Generalvikar Windischmann (1811–1861), der Münchner Erzbischof von Reisach (1800–1869) sowie einige adelige Damen als sogenannte „Kinder der Mutter“ unterstellten. Die fast immer kränkliche Louise Beck selbst war in dieser Konstellation „das Kind“, das als Medium Anfragen an „die Mutter“ entgegennahm und in Briefen oder Ekstasen Antworten erteilte, deren Inhalt sie vorgeblich nicht kannte. Auf diese Weise bestimmte Louise Beck vier Jahrzehnte lang bei den Redemptoristen Personalentscheidungen, Aufnahmen und Versetzungen (vor allem ihrer Gegner); sie legte medizinische Behandlungen und Einkäufe fest; sie beantwortete theologische Fragen und entschied über Predigtthemen; sie korrigierte wichtige Rundschreiben im Orden.

Gegen jede kirchenrechtliche Vorschrift erfolgte ein fortgesetzter Bruch des Beichtgeheimnisses, das vor „der Mutter“ nicht galt: Die eingeweihten Redemptoristen offenbarten „der Mutter“ nicht nur schriftlich ihre eigenen Beichten, sondern auch die ihrer Beichtkinder und wurden dann in den Antworten Louise Becks über deren „Seelenzustände“ unterrichtet. Auffällig ist, dass sich bei Louise Beck die Erscheinungen mit ihrem jeweiligen Seelenführer aus dem Redemptoristenorden veränderten – nicht immer ist klar, wer wen mehr beeinflusste und beherrschte. Dank der „Höheren Leitung“ meinten die Redemptoristen, „in jedem Augenblick auf unfehlbare Weise wissen [zu] können, was für uns der Wille Gottes ist“ (*Weiß*, 588

mit Anm. 206). Deshalb war der „Höheren Leitung“ bedingungslos zu folgen; jede „Selbstleitung“ war verpönt und galt als Gefährdung des ewigen Heils. Es verwundert nicht, dass dieses komplexe Beziehungsgeflecht auch eine sexuelle Komponente hatte. Zwei ihrer Seelenführer wurden des „Geheimnisses im Geheimnis“ teilhaftig, das vermutlich darin bestand, gegen die eigene Gewissensüberzeugung die Brustwunde der Seherin zu küssen (vgl. insgesamt *Weiß*, 552–671.822–906).

Für all dies gibt es nur einen Namen – wechselseitiger geistlicher Missbrauch, der mit Machtmissbrauch und sexuellem Missbrauch einherging. Louise Beck war dabei zugleich Täterin und Opfer. Vom Provinzial Carl Schmöger (1819–1890) geschickt manipuliert und instrumentalisiert und diesen selbst manipulierend und instrumentalisierend ging sie mit unerbittlicher Härte gegen Gegner vor. Ihre Macht, die nicht nur die Geschlechter- und Standesordnungen invertierte, sondern auch Kirchenrecht und Ordensregel außer Kraft setzte, konnte nur deshalb so groß werden, weil sie sich subversiv als ‚Geheimnis‘ jeder öffentlichen Kontrolle entzog.

Subversion hat ihren Preis. Louise Becks Beispiel zeigt *ex negativo* die Ambivalenz, die in jeder Subversion steckt. Rationale Überprüfbarkeit, Transparenz und Machtkontrolle sind hier außer Kraft gesetzt. Marcella wie Hugeburc erhöhen im Handlungsmodus der Subversion zwar ihre Agency, doch verzichten sie dafür auf die Anerkennung ihrer intellektuellen Leistungen – mit unübersehbaren Folgen noch für die Rezeption. Beide affirmieren so letztlich die Geschlechterordnung, gegen die sie handeln: Hugeburc stilisiert sich selbst als schwache Frau; die subversiv fragende und

scharfsinnig urteilende Marcella lehrt nicht im eigenen Namen.

Die Initiative *Maria 2.0* ist nicht beim Schweigen stehen geblieben; sie hat mit vielen Aktionsformen einen öffentlichen Diskurs katholischer Laienkatholik*innen initiiert. „Dass die Menschen sich selbst ermächtigen und die Angst überwinden, ihre Stimme erheben“, so hat Lisa Kötter die Vorbereitung auf die Aktionswoche im Mai 2019 erlebt. Ab dem 14. Mai 2019 hat sie auf ihrem Blog deshalb einige Frauenbilder ohne Pflaster veröffentlicht.

Diese Partizipation am kirchlichen Diskurs ist ein Recht, das sich Katholikinnen heute nicht mehr nehmen lassen, weil sie dieses Recht als „Zeichen ihrer Würde“ beanspruchen (vgl. *Johannes XXIII., Pacem in terris*, 24). Der Blick auf historische Frauengestalten legt nahe, dass hier eine „prise de parole“ (Michel de Certeau) erfolgt, ein Ergreifen des Wortes, das längst unter der Oberfläche vorhanden war und deshalb so plausibel ist. Es ist an der Zeit, auf diese Stimmen zu hören!

LITERATUR

- Bauch, Andreas**, Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt. Biographien der Gründungszeit [Bd. 1], Eichstätt 1962.
- Beard, Mary**, Frauen & Macht. Ein Manifest, Frankfurt 2018.
- Bischoff, Bernhard**, Wer ist die Nonne von Heidenheim?, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 18 (1931), 387–388.
- Heyder, Regina**, Auctoritas scripturae. Schriftauslegung und Theologieverständnis Peter Abaelards unter besonderer Berücksichtigung der „Expositio in Hexaemeron“, Münster 2010.
- Letsch-Brunner, Silvia**, Marcella – discipula et magistra. Auf den Spuren einer römischen Christin des 4. Jahrhunderts, Berlin 1998.
- Solnit, Rebecca**, Wenn Männer mir die Welt erklären, München 2017.
- Weiß, Otto**, Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909), St. Ottilien 1983.